

# Was bleibt von #MeToo?

## Denkanstöße aus der Debatte um sexualisierte Gewalt für die feministische Kritik

Das Außergewöhnliche an der #MeToo-Debatte war, dass sie im Jahr 2017 die allgemeine Medienaufmerksamkeit auf sexualisierte Gewalt lenkte, ein Thema, das bislang vorrangig in feministischen und frauenpolitischen Kontexten Beachtung fand. Der Hashtag löste eine Welle öffentlicher Enthüllungen zu gewaltsamen Übergriffen auf Frauen aus und ermöglichte eine Solidarisierung von Frauen, deren Grenzen überschreitender Charakter bislang einzigartig ist.

Die Kurzformel „MeToo“ wurde zehn Jahre zuvor von der schwarzen Bürgerrechtsaktivistin Tarana Burke geprägt, um öffentliches Bewusstsein für die enorme Verbreitung sexualisierter Übergriffe zu schaffen. Mit dem „Weinstein-Skandal“ wurde die Formel zum Hashtag und erreichte mittels sozialer Netzwerke globale Reichweite. Ausgehend von Hollywood ging es zunächst um die Film- und Kunstbranche, sehr schnell kamen weltweit auch sehr viel weniger glamouröse Arbeits- und Lebenszusammenhänge in die Diskussion. Indem die Veröffentlichungen beredtes Zeugnis von der Allgegenwart des Phänomens ablegten, demonstrierten sie auch kraftvoll ein verbindendes Moment in gegenwärtigen frauenpolitischen Kämpfen und im breiten Spektrum existierender Feminismen.

Der lang anhaltende mediale und politische Fokus auf die Alltags-schilderungen so zahlreicher, sehr unterschiedlicher Frauen hatte ohne

Zweifel auch damit zu tun, dass diese Berichte im eklatanten Widerspruch zu der Erzählung stehen, die Geschlechtergerechtigkeit sei in westlichen Ländern bereits verwirklicht – eine Erzählung, die gerade in jüngster Zeit gerne wieder hochgehalten wird, um sich von den rückständigen Vorstellungen und der tiefsitzenden Frauenfeindlichkeit abzugrenzen, die geflüchtete Menschen nach Europa mitbringen würden.

Im Gegensatz zur Selbstvergewisserung darüber, dass die westliche Welt in Sachen Frauenemanzipation bereits am Ziel angelangt sei, bestätigte #MeToo eindrücklich zwei sehr frühe Überzeugungen der Zweiten Frauenbewegung: zum einen, dass die formale und rechtliche Gleichstellung der Geschlechter keineswegs zur tatsächlichen Gleichberechtigung führt und zum anderen, dass geschlechtsbezogene Gewalt keine Ausnahmeerscheinung, keinen seltenen Regelverstoß darstellt, sondern

vielmehr als Normalfall patriarchaler Geschlechterverhältnisse gesehen werden muss.

Nach zahlreichen Kommentaren und Analysen zu #MeToo und angesichts eines vielschichtigen Debattenverlaufs stellt sich die Frage: Was bleibt von #MeToo? Oder vielleicht: Was soll von #MeToo bleiben? Kann die Debatte grundlegende Denkanstöße bieten und nachhaltige Auswirkungen für Feminismus und Frauenpolitik haben? Meine Überlegungen dazu möchte ich mit Befunden aus der Frauen(haus)bewegung und der frühen feministischen Theorie beginnen, die sich erstmals systematisch mit der Frage sexualisierter Gewalt auseinandergesetzt haben. Von dort ausgehend wird die vielleicht wichtigste Auswirkung sichtbar, die aus der aktuellen Debatte bleiben könnte: ein neu geschärftes Werkzeug, das zur Kritik an zerstörerischen Strukturen in den gegenwärtigen Geschlechterverhältnissen eingesetzt werden kann.

## Befunde aus Frauen(haus)- bewegung und früher feministischer Theorie zur Frage sexualisierter Gewalt

Ausgehend von Begleitforschungen in Frauenhäusern, in Beratungsstellen und Notrufen ist in den 1970er Jahren die feministische Gewaltforschung entstanden. Für Formen der Gewalt, die sich auf eine Überschreitung der Intimgrenzen, der sexuellen Selbstbestimmung und körperlichen Integrität beziehen, prägte sie den Begriff „sexualisierte Gewalt“, den sie an die Stelle von „sexuelle Gewalt“ setzte. Während sexuelle Gewalt körperliche Aspekte der Verletzung in den Blick nimmt, werden mit der Aufmerksamkeit auf sexualisierte Gewalt neben körperlichen auch psychische, strukturelle und symbolische Verhältnisse und Handlungen als Gewalt thematisiert und letztlich auf die Gesamtheit vermeidbarer Behinderungen menschlicher Entfaltungspotentiale bezogen. Sexualisierte Gewalt im Sinne einer spezifischen Machtaktion ist also keinesfalls nur als gesetzeswidriges bzw. normenwidriges Phänomen zu verstehen, sondern sie erlaubt es auch, die ordnungsbildende Funktion von sexualisierter Gewalt zu betrachten. Eine wichtige Überzeugung, die daraus resultiert, lautet: Bei gewalttätigen Übergriffen geht es nicht um sexuelle Wünsche oder Handlungen, nicht um Varianten von Lust und Verführung, sondern um die Kontrolle über einen anderen Menschen, um die Ausübung von Macht.

Zu den vielleicht größten Erfolgen der Frauen(haus)bewegung zählt demgemäß, dass es ihr gelungen ist, Gewalt im Geschlechterverhältnis überhaupt als solche sichtbar zu machen. Was lange Zeit als zwar bedauerliches, aber eben normales Phänomen in Geschlechterbeziehungen angesehen wurde, konnte in seinem zerstörerischen Ausmaß benennbar gemacht und skandalisiert werden. Carol Hagemann-White hat diesen Erfolg



(dem der Aufbau von Frauenhäusern und Notrufen folgte) einmal so auf den Punkt gebracht: „Das, was für die Großmutter Schicksal war, kann dann als Unrecht aufgefasst und benannt, vielleicht sogar als Verbrechen angezeigt werden.“<sup>[1]</sup> Dabei ist nicht gemeint, dass Gewalt in Intimbeziehungen früher von den meisten für gut befunden wurde. Aber man war daran gewöhnt, sie als kaum zu vermeidendes Phänomen zu akzeptieren. Manche dieser normalisierten Gewalthandlungen haben sich sehr lange gehalten. In Österreich wurde Vergewaltigung in der Ehe erst im Jahr 1989, in Deutschland überhaupt erst im Jahr 1997 als strafbare Handlung anerkannt.

In der frühen feministischen Theorie gab es diesbezüglich weiterführende Überlegungen, wie der Zusammenhang von Gewalt und Macht zu denken sei. Eine prominente Annahme war dabei, dass Gewalt ein Extremfall von Macht ist, sozusagen ein Mittel, das eingesetzt wird, um einen Machtanspruch zu erhalten.

In diesem Sinne wird sexualisierte und geschlechtsbezogene Gewalt als Resultat aus der hierarchischen Verfasstheit des Geschlechterverhältnisses gelesen. Es gibt zwei Möglichkeiten, diese Beziehung zu denken: Susan Brownmiller hat in ihrem Buch *Against Our Will. Men, Women and Rape* aus dem Jahr 1975 argumentiert, dass sexualisierte Gewalt und Vergewaltigung die Fundamente des Patriarchats sind, weil sie als Ereignisse, aber auch als ständig drohende Gefahr, den Handlungs- und Bewegungsspielraum von Frauen radikal einschränken und dazu beitragen, sie in einer untergeordneten Position zu halten. Eine andere Möglichkeit, den Zusammenhang zu denken, liegt darin, Gewalt als etwas zu sehen, das dort zum Einsatz kommt, wo Macht verloren ist. Auch diese These wurde im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt untersucht: Es gab Versuche, die Häufigkeit von Vergewaltigungen mit der sozialen Macht von Männern in verschiedenen Epochen zu korrelieren, um zu zeigen, dass Vergewaltigungen dort besonders häufig auftreten, wo die männliche Macht gerade nicht gesichert, sondern brüchig, in Frage gestellt oder letztlich so gut wie verloren ist.

<sup>[1]</sup> Carol Hagemann-White: Gewalt im Geschlechterverhältnis als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung: Rückblick, gegenwärtiger Stand, Ausblick. In: Regina-Maria Dackweiler und Reinhild Schäfer (Hg.): Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt. Frankfurt am Main/New York 2002, S.35.



Ein gewöhnlicher Säulenbildstock in Südkärnten weist beim genauen Hinsehen auf die Verfolgungsgeschichte der slowenischen Minderheit unter dem NS-Regime hin. In der **Spurensicherung** von **Vida Bakondy**.



auf Seite  
**31**

Inzwischen ist die Forschung bei breiten kulturhistorischen Ansätzen vorsichtiger geworden. Denn mitunter stehen sie unserem Bemühen entgegen Gewalt und Gewalthandeln besser verstehen zu können. Daher rückt die Gewaltforschung zunehmend konkrete Kontexte in den Blick, die Gewalt begünstigen. Aus der empirischen Forschung lässt sich nun deutlich nachzeichnen, dass das Geschlecht von Gewalttätern zu einem hohen Prozentsatz männlich ist. Wir wissen aber auch, dass Männer ebenso die höchste Zahl der Gewaltopfer ausmachen. Es geht also sehr oft um Männergewalt, sowohl gegen Männer als auch gegen Frauen. Wenn kritische Männlichkeitsforscher wie Michael Meuser die Bedingungen von männlichen Gewalthandlungen durchleuchten, dann lenken sie die Aufmerksamkeit auf Formen männerbündischer Rituale, die bei Gewalt eine zentrale Rolle spielen. Denn die Untersuchung männlicher Gruppenbildung, des sogenannten *male bonding*, macht eines deutlich: Was in Männergruppen als Grenzen von drinnen/draußen, legitim/nicht-legitim erachtet und bestätigt wird, unterscheidet sich oft sehr stark davon, was ein einzelner Mann für gut und richtig hält und wie er im Alleingang handeln würde. Die Interviews, die nach dem Jugoslawienkrieg zu Beginn der 1990er Jahre mit Männern geführt wurden, die an Gruppenvergewaltigungen teilgenommen hatten, legen davon ein bedrückendes Zeugnis ab.<sup>[2]</sup>

Eine weitere Erkenntnis aus der Gewaltforschung, die mit dem Phänomen des *male bonding* in Beziehung gesetzt werden sollte, bestimmt Gewalt als *Form der Entgrenzung*. Gewalt als Entgrenzung zielt auf die Überschreitung sozialer Konventionen, ein Sich-Hinwegsetzen als Hochgefühl, das die eigene Unabhängigkeit von anderen zelebriert. Diese These wird in einer soziologischen Forschungsrichtung weiterverfolgt, die sich Ende der 1990er den Namen „neue Gewaltsoziologie“ gab. Sie wurde aber bereits in den 1970er Jahren von dem Kulturtheoretiker Klaus Theweleit entwickelt, der sich dabei stark auf Erkenntnisse der Psychoanalyse stützte. Er stellte die Frage der Gewalt als Frage der männlichen Subjektbildung. In seinen Forschungen über deutsche Freikorpsoldaten und – aktueller – rechtsradikale Attentäter wie Anders Breivik zeigt er überzeugend, wie stark auch solche Verbrechen, die sich zunächst nicht gegen Frauen richten, sondern ein anderes Feindbild verfolgen, mit einem gänzlich paranoischen Verhältnis zu Frauen zusammenhängen. Im hunderte Seiten starken Bekennermanifest von Breivik ist letztlich sehr wenig zur Begründung seiner rechtsradikalen Handlungen und Ziele zu finden, aber enorm viel zur phantasmatischen und gewaltvollen Abwertung von Frauen, Feminismus, und dem „Weiblichem“, ein Thema, das sich als Fixierung durch das gesamte Schriftstück zieht.<sup>[3]</sup>

Sicherlich handeln solche Gewaltforschungen von besonders extremen Fällen, von Massakern und Blutbädern enormen Ausmaßes. Es lohnt sich aber, daran zu erinnern, dass sich auch die frühe feministische Theoriebildung intensiv damit befasst hat, den Zusammenhang von Subjektbildung und Vergeschlechtlichung zu verstehen und dabei zu ganz ähnlichen Einsichten gelangte. Mit Theweleit teilt sie die Einsicht, dass die männliche Subjektbildung auf dem Ausschluss von Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit basiert, also auf dem Ausschluss jener Dimensionen des Menschlichen, die von der Abhängigkeit von anderen zeugen. Sie stören den Traum vom souveränen Subjekt, den die westliche Philosophiegeschichte schon seit langem träumt. Diese Zeichen der Verwiesenheit an andere, so die These, werden gewissermaßen auf der Seite des Weiblichen „versteckt“, was zu einer höchst ambivalenten und schwierigen Besetzung des (phantasmatischen) „Weiblichen“ führt.

### Nach und mit #MeToo: Geschlechtergewalt thematisieren, verstehen und bekämpfen

Wenn wir aus der Perspektive der Gewaltforschung auf #MeToo blicken, was können wir dann daraus lernen? Was lässt sich mitnehmen, um Gewalt im Geschlechterverhältnis als ungelöstes Problem zu thematisieren und zu bekämpfen?

Eine direkte und sehr wichtige Auswirkung ist, dass die #MeToo-Bewegung – trotz ihrer Figur als Hype, als

<sup>[2]</sup> Alexandra Stiglmayer (Hg.): Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen. Freiburg im Breisgau 1993.

<sup>[3]</sup> Klaus Theweleit: Das Lachen der Täter: Breivik u. a. Psychogramm der Tötungslust. St. Pölten/Salzburg/Wien 2015; Klaus Theweleit: Männerphantasien. Frankfurt am Main 1977, 1978 (2 Bände).

mediales Aufflackern, als sicherlich oftmals zu personalisierte Debatte – für eine Welle der Ermutigung steht. Wer in den letzten Monaten in seinem näheren Umkreis zugehört und Diskussionen geführt hat, wer mit den eigenen Eltern oder Großeltern vielleicht erstmals über sexualisierte Gewalt gesprochen hat, der/die kommt nicht darum herum, erstaunt zu sein über die Vorfälle, Erlebnisse und Geschichten, die unsere Mütter und Großmütter zu dieser Thematik zu erzählen haben. Manchmal haben wir diese Geschichten niemals zuvor gehört und nicht selten ging der Impuls zu erzählen von den Müttern und Großmüttern (aber auch Vätern und Großvätern) aus. Das allein ist Ermutigung und Anstoß zur Veränderung: Denn die Aufmerksamkeit ist in der Welt und sie hat Winkel und Ecken erreicht, in denen sie vorher nicht präsent war. Nun ist es unsere Aufgabe, diese Geschichten nicht dem Vergessen anheimzugeben, sondern im Kampf um Veränderung in Erinnerung zu behalten.

Ein ebenfalls bedeutsames Resultat von #MeToo könnte gerade aus den skeptischen und ablehnenden Reaktionen auf die Debatte gewonnen werden. Denn sie führen uns vor Augen, dass Gewalt kein Phänomen ist, dessen Bedeutung, Reichweite und Definition ein für alle Mal feststeht. Das zeigt sich nirgends deutlicher als dort, wo öffentlich danach gefragt wird, ob denn diese oder jene Handlung überhaupt als gewaltvoll einzuordnen sei (statt, wie immer wieder zu hören, vielleicht doch als Kompliment). Definition und Legitimität von Gewalt sind Gegenstand politischer Aushandlungsprozesse und waren es auch immer, weshalb es auch weiterhin darum geht, gewaltvolle Strukturen im Geschlechterverhältnis sichtbar zu machen, in der Diskussion zu halten und dabei jene zu hören, die von Erfahrungen berichten und Handlungen zurückweisen, die möglicherweise bisher nicht unter das Eti-

kett Gewalt fielen. #MeToo kann und soll unsere Aufmerksamkeit schärfen für die Frage, was wir als Gesellschaft unter Gewalt verstehen, welches Gewaltverständnis wir für legitim halten und wie wir mit Gewalt umgehen (wollen). Denn damit halten wir auch den grundlegend politischen Charakter des Gewaltbegriffs lebendig, in den die feministische Bewegung erfolgreich und zugunsten von Frauen intervenieren konnte.

Letztlich aber steht #MeToo ganz besonders für die Frage, was die Ursachen der Gewalt im Geschlechterverhältnis sind, worin ihre Wurzeln liegen und wie sie langfristig bekämpft und reduziert werden kann. Diese zentrale Frage verlangt heute nach einer erneuerten, einer breiten und ergebnisoffenen Debatte, die auf vielstimmige Weise geführt werden sollte. In einer jüngst in *Libération* veröffentlichten Streitschrift hat sich der Queer-Theoretiker Paul Preciado an diese große Frage gewagt.<sup>[4]</sup> Er bringt darin die Allgegenwart von Geschlechtergewalt mit dem Zwangssystem der Heterosexualität in Verbindung. Heteronormativität muss als Form der Herrschaft erkannt werden, die ihr Machtgefälle durch erotische Aufladung abstützt, die anhand ungeschriebener Codes und Rituale Verführung ästhetisiert und Begehren stilisiert. Es ist daher kaum lohnend, die gute (spielerische) Heterosexualität von der schlechten (gewaltvollen) Heterosexualität zu trennen, wie er dem offenen Brief entgegenhält, in dem Catherine Deneuve, Catherine Millet und eine Reihe anderer Französinen #MeToo als „Denunziationskampagne“ kritisieren.<sup>[5]</sup> Der Weg aus der Geschlechtergewalt muss vielmehr die gewaltvollen Rituale des *Ancien Régime der Sexualität* angreifen und eine neue sexuelle Revolution befeuern, die unsere Lüste, unsere Körper, unser sexuelles Begehren befreit. Dieser kraftvolle Aufruf sollte in unserer neuerlichen Befragung von Hierarchie und Gewalt allerdings dringend

mit anderen feministischen Befunden verknüpft und gegengelesen werden. Dies umso mehr, wenn wir die These ernst nehmen, dass es bei sexualisierten Übergriffen nicht um Sexualität geht, sondern um herrschaftsförmige Geschlechterverhältnisse.

Eine vielversprechende Spur ist dabei die oben skizzierte Annahme, dass unsere Geschlechterverhältnisse in eine gesamtgesellschaftliche Leugnung von Abhängigkeit und Angewiesensein auf andere verstrickt sind. Wenn es zutrifft, dass Männlichkeit mit Souveränität, Weiblichkeit hingegen mit dem Nicht-Souveränen, Körperlichen, Geschlechtlichen verschmilzt, dann hat dies nicht nur im Feld von Gender, Körper, Lust und Sexuellem Relevanz. Es entfaltet seine zerstörerischen Effekte gerade auch in gesellschaftlichen Räumen und Lebensbereichen, die auf den ersten Blick „neutral“ zu sein scheinen (etwa: die freie Berufswahl, die Zuständigkeit für Care-Arbeit, die Präsenz in der Öffentlichkeit, in der Politik, in Führungsetagen usw.). Gewalt als Entgrenzung kann vor diesem Hintergrund auch als Versuch wahrgenommen werden, das Scheitern der eigenen Souveränität, das Scheitern daran, sich mit der eigenen Abhängigkeit ins Vernehmen zu setzen, in letzter Konsequenz zu leugnen.

Eine der großen Aufgaben und Chancen, die uns aus #MeToo erwächst, könnte daher darin liegen, neue und ganz grundsätzliche Aushandlungen darüber zu führen, wie wir uns „Unabhängigkeit“ und „Autonomie“ vorstellen. Es ginge darum, anzuerkennen, dass Menschen in ihrer Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit nicht autonom oder gar souverän sind, sondern grundlegend verletztlich und auf andere angewiesen. Das wirklich zu akzeptieren ist schmerzhaft, aber möglicherweise wegweisend dafür, Gewaltförmigkeit im Geschlechterverhältnis neu zu thematisieren und auch zu reduzieren. —

<sup>[4]</sup> Auf Deutsch nachzulesen unter: <https://www.zeit.de/kultur/2018-01/metoo-heterosexualitaet-maenner-frauen-macht-paul-preciado> (Stand: 2.6.2018).

<sup>[5]</sup> Der offene Brief ist im Jänner 2018 in Le Monde erschienen und auf Deutsch hier nachzulesen: <https://cooptv.wordpress.com/2018/01/12/offener-brief-eines-kollektivs-von-mehr-als-100-frauen-darunter-catherine-deneuve-catherine-millet-le-monde> (Stand: 2.6.2018).

Barbara Grubner arbeitet an der Universität Marburg zur Schnittstelle Antifeminismus/Ethnisierung und ist im Wiener Verein "plurivers. Netzwerk feministische Bildung und Pluralität" aktiv.